

Das psychische Erbe der Menschheit

Forschungsstand und empirische Studien zum Archetypenkonzept C.G. Jungs

Christian Roesler · Milena Sotirova-Kohli

Online publiziert: 2. August 2013
© Springer-Verlag Berlin Heidelberg 2013

Zusammenfassung Der Archetypenbegriff, das zentrale Konzept der Analytischen Psychologie, wird in seiner historischen Entwicklung und seinem Stellenwert für Theorie und Praxis ausführlich dargestellt. Angefangen von C.G. Jungs Definitionen des Archetyps bis hin zum heutigen Stand der Diskussion werden verschiedene Konzeptualisierungen auf biologischer, entwicklungspsychologischer und kulturtheoretischer Grundlage vorgestellt. Dabei zeigt sich zum einen, dass es empirische Belege für psychologische Archetypen zum Beispiel in den Neurowissenschaften, der entwicklungspsychologischen sowie der anthropologischen Forschung gibt, zum anderen aber auch, dass die klassische Konzeption einer Vererbung von komplexen symbolischen Mustern vor dem Hintergrund neuerer Erkenntnisse der Humangenetik, insbesondere der Epigenetik, nicht aufrechterhalten werden kann. Die prominenten Lösungsversuche dieses Problems aus der gegenwärtigen Analytischen Psychologie werden diskutiert, insbesondere emergenz- und systemtheoretische Argumentationen. Schließlich werden verschiedene empirische, teilweise experimentelle Studien aus der Analytischen Psychologie, unter anderem der Autoren selbst, vorgestellt, die die Hypothese der Existenz von Archetypen bzw. eines kollektiven (unbewussten) Gedächtnisses bestätigen. Insgesamt gibt der Beitrag einen Überblick über den Stand der Fachdiskussion zum Archetypenkonzept für eine Leserschaft über den engeren Bereich der Analytischen Psychologie hinaus.

Prof. Dr. phil., Dipl.-Psych., Psychol. Psychotherapeut C. Roesler (✉)
Katholische Hochschule Freiburg, Catholic University of Applied Sciences,
Karlstraße 63, 79104 Freiburg, Deutschland
E-Mail: christian.roesler@kh-freiburg.de

Prof. Dr. phil., Dipl.-Psych., Psychol. Psychotherapeut C. Roesler ·
M. Sotirova-Kohli, M.A. Japanologie, M.Sc.
Fakultät für Psychologie, Universität Basel, Basel, Schweiz

The psychological inheritance of mankind

State of research and empirical studies on the archetype concept of C.G. Jung

Abstract The historical development and importance in theory and practice of the term archetype, the core concept of Analytical Psychology, is extensively presented. Beginning with C.G. Jung's definition of archetype through to the current state of the discussion, various conceptualizations of biological, developmental psychological and cultural theoretical basis are presented. The results show that there is empirical evidence for psychological archetypes, for instance in the neurosciences, developmental psychological and anthropological research and that the classical conception of inheritance of complex symbolic patterns cannot be substantiated by more recent results in human genetics and particularly in epigenetics. The prominent attempts at solving this problem from the contemporary Analytical Psychology will be discussed, in particular emergence and system theoretical argumentation. Finally, various empirical, partially experimental studies from Analytical Psychology, among others from the authors themselves, will be presented which confirm the hypothesis of the existence of archetypes and of a collective (unconscious) memory. The article gives a total overview of the state of specialist discussions on the archetype concept for the readership above and beyond the narrow field of Analytical Psychology.

Die Analytische Psychologie

Bekanntlich hat sich Carl Gustav Jung, ehemals Freuds Kronprinz, 1912 sowohl persönlich als auch theoretisch von Freuds Psychoanalyse distanziert und seitdem seine eigene Analytische Psychologie verfolgt. Das bei diesem Bruch entscheidende theoretische Konzept war das der Archetypen. Es ist seitdem das sicherlich am stärksten kennzeichnende Element der Jung'schen Psychologie, weitere zentrale Konzepte wie beispielsweise das kollektive Unbewusste, der Individuationsprozess und auch die praktische Vorgehensweise in der Psychotherapie bauen auf diesem auf. Wie steht es nun aber aus heutiger Sicht um dieses Konzept der Archetypen? Im vorliegenden Beitrag soll zunächst die klassische Auffassung der Archetypen bei Jung zusammengefasst werden, um dann die schon hier inhärenten Probleme des Begriffs deutlich zu machen. Insbesondere Jungs Behauptung, die Archetypen seien biologisch fundiert und würden auf biologischem Wege vererbt, erscheint aus der Sicht heutiger Kenntnisse zur Genetik zunehmend fragwürdig. Die umfangreiche Debatte um diese Frage innerhalb der Jung'schen Community wird ausführlich referiert, und verschiedene aktuelle Lösungsvorschläge werden dargestellt. Dabei wird auch auf aktuelle Erkenntnisse zur genetischen Weitergabe psychischer Merkmale eingegangen.

Andererseits gibt es mittlerweile aber auch zahlreiche empirische Belege dafür, dass so etwas wie psychische Archetypen tatsächlich existieren. Dies leitet über zur Darstellung verschiedener Untersuchungen aus dem jungianischen Bereich, unter anderem auch der Autoren selbst, die das Konzept der Archetypen einer Überprüfung mit empirischen Forschungsmethoden unterzogen haben.

Mit diesem Beitrag sollen der Stand der theoretischen Diskussion innerhalb der Analytischen Psychologie sowie die Differenziertheit aktueller Konzeptualisierungen einer breiteren analytischen Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden, auch um dem nach wie vor verbreiteten Vorwurf entgegenzutreten, Jung'sche Konzepte seien mystifizierend und veraltet.

Der Archetypenbegriff bei Jung

Archetypen sind nach Jungs Verständnis angeborene Muster des Erlebens und Verhaltens, die stark affektiv aufgeladen sind und sich auf das Verhalten von Menschen unbewusst auswirken. Jung spricht den Archetypen die Qualitäten von Numinosität, Unbewusstheit und Autonomie zu und postuliert, sie seien universell, also überall auf der Welt zu allen Zeiten bei allen Menschen gleichermaßen vorhanden. Im Jahr 1912 verwendet Jung in *Wandlungen und Symbole der Libido* (Jung 1985, GW, Bd. 5) erstmals den Begriff Urbilder, was dann auch den Anlass zum Bruch zwischen Jung und Freud darstellt. Jung untersucht in dieser Publikation die Parallelen zwischen den psychotischen Fantasiebildungen einer jungen Frau und mythologischen Themen, zum Beispiel dem Heldenmythos. Im Jahr 1917 bezeichnet Jung das Konzept als unpersönliche Dominanten in der Psyche, die das Verhalten beeinflussen, und 1919 erscheint bei ihm erstmals der Begriff Archetyp: „In diesem tieferen stratum finden wir auch die apriorischen, angeborenen Formen der Intuition, nämlich die Archetypen der Wahrnehmung und Auffassung, welche die notwendigen a priori Determinanten aller psychischen Prozesse sind“ (Jung 1919/1971, GW, Bd. 8). Hier zeigt sich Jung stark beeinflusst von der Philosophie Kants, der ebenfalls betonte, dass Zeit, Raum und Kausalität als apriorische Formen der Apperzeption jeglicher menschlichen Wahrnehmung vorauslägen. In gleicher Weise ist Jung beeinflusst von Platons Ideenkonzept.

Mitte der 1940er Jahre nimmt Jung eine Unterscheidung vor zwischen dem Archetyp an sich, der unanschaulich sei, und dem archetypischen Bild, seinem konkreten Ausdruck, das subjektiv erfahrbar ist. Der Archetyp sei eine Form ohne Inhalt, vergleichbar mit der Kristallstruktur, die in einer Lösung zur Ausformung eines Kristalls führt. Der konkrete Kristall ist jeweils unterschiedlich, aber die allgemeine Struktur der Anordnung der Moleküle ist bei allen Kristallen immer gleich (Jung 1976, GW, Bd. 9).

Jung ist keineswegs der erste, der die Idee von Archetypen formuliert. Der Psychologiehistoriker Shamdasani (2003) hat detailliert aufgezeigt, dass zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Idee von Archetypen sozusagen in der Luft lag. Jung kannte beispielsweise die Debatte in der Ethnologie um das Konzept der „Völkergedanken“ von Bastian (1881). Prägend für Jungs Weg zum Archetypenkonzept waren seine Erfahrungen mit psychiatrischen Patienten und deren Fantasiebildungen an der psychiatrischen Universitätsklinik Burghölzli in Zürich. Jung entdeckte, dass die Bildersprache dieser psychotischen Fantasien sich an Mustern orientierte, die in zum Teil hochgradiger Übereinstimmung mit Mythen und religiöser Bildersprache standen und dass dieses Material nicht dem Bereich der Erinnerung oder Erfahrung der Patienten entstammte – zumindest nahm Jung das an (Jung 1990, GW, Bd. 3). Den wichtigsten Fall stellt hier der sogenannte Sonnenphallus-Mann dar: Ein Patient im

Burghölzli berichtete, er sehe aus der Sonne eine Röhre bzw. einen Phallus herauskommen und dieser mache, dass der Wind wehe. Diese Fantasie stimmte in frappierender Weise mit einem mythologischen Bild aus einem antiken Kodex überein, den Jung zu dieser Zeit untersuchte. Auch hier nahm Jung also an, dass hinter beiden Äußerungsformen ein Urbild stehen müsse, und da der Patient keinerlei Kenntnis des antiken Mythos habe, das Bild also nicht durch Erfahrung erworben haben könne, müsse es eingeboren sein (Bair 2003).

Probleme und Widersprüche im Jung'schen Archetypenkonzept

Kryptomnesie

Schon in dem Fall des Sonnenphallus-Mannes und auch in anderen von Jung früh beschriebenen Fällen ergibt sich das grundsätzliche Problem nachzuweisen, dass keine Kryptomnesie vorliegt, dass also die betreffende Person nicht irgendwie in der Vergangenheit mit dem mythologischen Inhalt in Kontakt gekommen ist und ihn nun unbewusst erinnert. Wenn der Archetyp als angeboren definiert wird, darf er nicht durch Enkulturation erworben sein. Dies nachzuweisen ist im konkreten Fall aber sehr schwierig, daher steht diese Annahme Jungs häufig auf wackeligen Füßen (Bair 2003).

Ein weiteres interessantes Argument gegen den Sonnenphallus-Fall und ähnliche Fälle als Beleg für die Existenz von Archetypen: Wenn der Fantasie vom Sonnenphallus tatsächlich ein Archetyp zugrunde läge, müsste diese Fantasie viel häufiger auftreten als nur bei einem einzigen Patienten sowie in einem einzigen alten Kodex.

Widersprüchliche Definitionen bei Jung

Unterzieht man Jungs Schriften zum Archetypenbegriff einer theoriekritischen Analyse, dann finden sich mindestens vier verschiedene Definitionstypen. Häufig wird der Archetyp als biologisch fundiert und auf genetischem Wege vererbt dargestellt: „... ein vererbter Modus des psychischen Funktionierens, korrespondierend der angeborenen Weise, in der das Küken aus dem Ei schlüpft, die Vögel ihr Nest bauen, und so weiter ... Mit anderen Worten, es ist ein pattern of behaviour. Dieser Aspekt des Archetyps, der rein biologische, ist der eigentliche Gegenstand der wissenschaftlichen Psychologie“ (Jung, Bd. 18, § 1228). Entgegen dieser biologisch orientierten Argumentation äußert Jung aber auch immer wieder, dass die Archetypen einer transzendentalen Ebene entstammten, sie seien ubiquitär und lägen aller menschlichen Erfahrung voraus, seien nicht repräsentierbar oder der bewussten Erfahrung zugänglich und hätten keinen Ort, an dem sie existierten; er selbst zieht hier die Parallele zu Platons Ideenkonzept. Im Jahr 1947 schreibt Jung über den Archetypus: „Die wahre Natur des Archetyps ist nicht bewusstseinsfähig, das heißt, sie ist transzendent, weswegen ich sie als psychoid bezeichne“ (Jung 1976, GW, Bd. 9/I, § 68).

Schließlich findet sich eine kulturpsychologisch-hermeneutische Sichtweise des Archetypus. Nach seiner Reformulierung der Archetypentheorie von 1947 und der Unterscheidung zwischen dem Archetyp an sich und seiner konkreten Manifestation

sagt Jung klar, dass die konkrete Ausprägung der Archetypen, ihr Inhalt, kulturell bedingt sei (Jung 1976, GW, Bd. 9/I, § 67). Vor allem aber findet sich eine kulturpsychologische Herangehensweise an den Archetypus in der Art und Weise, wie sich Jung mit Mythologie, Märchen und Religionsgeschichte beschäftigte. Hier geht Jung nämlich eindeutig hermeneutisch vor und behandelt die archetypischen Bilder als Kulturäußerungen, denen man sich nur über Interpretation nähern kann.

Eine vierte, im Grunde empirisch-statistische Definition findet sich in Jungs eigenen empirischen Forschungen mit dem Assoziationsexperiment (s. Abschn. „Studien zum archetypischen Gedächtnis“), in welchem sich über große Fallzahlen immer wieder vergleichbare typische Komplexkonnexionen nachweisen ließen, hinter denen Jung Archetypen vermutete (zu diesen widersprüchlichen Definitionen ausführlich: Roesler 2009, 2010).

Es fehlt eine konsistente Theorie der Archetypen in der Analytischen Psychologie

In der unterscheidenden Gegenüberstellung dieser vier Sichtweisen des Archetypus bei Jung wird deutlich, dass sich diese Konzeptualisierungen teilweise widersprechen, jedenfalls bei Jung selbst nie zu einer konsistenten Theorie zusammengeführt wurden. Die unterschiedlichen Definitionen erscheinen bei Jung miteinander vermischt: Auch wenn Jung zum Beispiel das transzendente Verständnis von Archetypen vertritt, besteht er gleichzeitig darauf, dass die Archetypen biologisch/genetisch angelegt sind. Auch die spätere Konzeption des Archetyps an sich als nur Form und frei von Inhalt wird bei Jung kaum durchgehalten, vielmehr sind zahlreiche Beispiele von Archetypen bei Jung ganz klar inhaltlich bestimmt (zum Beispiel der Archetyp des Heldenmythos).

Ein weiteres zentrales Problem des Archetypenkonzepts bei Jung ist, dass sehr unterschiedliche Entitäten als archetypisch bezeichnet werden: primitive Wahrnehmungsmodi (zum Beispiel Gehaltenwerden), Lebewesen und Objekte (zum Beispiel Archetyp der Schlange), soziale Muster und Regeln (zum Beispiel Heirat), narrative Muster (zum Beispiel der Mythos des Helden), Bilder und Formen (zum Beispiel das Kreuz), Rituale (zum Beispiel Initiation), religiöse Ideen (zum Beispiel das Opfer), um nur einige zu nennen.

Nach Ansicht der Autoren hat auch in der heutigen Analytischen Psychologie noch keine theoretische Klärung und Systematisierung stattgefunden bezüglich der Frage, was man denn nun genau mit dem Begriff Archetyp meint. Ebenso verschwimmt in der Debatte immer wieder, wofür der Begriff denn nun eigentlich dienen soll, welchen Erkenntnisgewinn er liefert und – da es sich bei der Analytischen Psychologie ja auch um einen therapeutischen Interventionsansatz handelt – was der klinische Nutzen des Konzepts ist. Offensichtlich erfüllt das Archetypenkonzept in der Analytischen Psychologie vor allem zwei Funktionen: zum einen die einer Kulturtheorie, das heißt eines Erklärungsansatzes für die auffallenden interkulturellen Übereinstimmungen in religiösen und mythologischen Vorstellungen, in Bildmotiven, Ritualen und anderem mehr; zum anderen geht man in der theoretischen Begründung des psychotherapeutischen Vorgehens davon aus, dass die universell vorhandenen Archetypen in Krisen-

situationen bzw. bei psychischen Störungen wirksam werden – gefördert durch den therapeutischen Rahmen und die Beziehung – sich in Träumen und symbolischem Material äußern und Heilungsprozesse in der individuellen Psyche anstoßen bzw. strukturieren. Ein Beispiel, das dieses Verständnis verdeutlicht, findet sich in den sog. *Tavistock Lectures*, die Jung 1935 an der Tavistock Clinic in London hielt und die als Einführung in seine zu diesem Zeitpunkt ausformulierte Psychologie diente (Jung 1981, GW, Bd. 18). In der dritten Vorlesung befasst sich Jung explizit mit der therapeutischen Verwendung archetypischer Elemente im Traum. Jung bezieht sich hier auf den Traum eines 40-jährigen Mannes mit Schwindelsymptomatik. Im Traum des Mannes erscheint ein Monster in Gestalt eines Krebses. Jung interpretiert dieses Symbol als eine Nachricht aus dem Unbewussten, dass das zerebrospinale und sympathische Nervensystem des Träumers gegen seine bewusste Einstellung rebelliere, weil ein Krebs nur diese Art von Nervensystem habe. Hier wird eine schon bei Jung und bis heute in der Analytischen Psychologie übliche Praxis deutlich: Die Idee ist, dass das Unbewusste des Klienten im archetypischen Symbol einen Bezug zu einem Wissensbestand herstellt, der dem Bewusstsein des Träumers nicht zugänglich ist. Insofern transportiert das archetypische Element eine zusätzliche, das Bewusstsein übersteigende Information, die auf die Heilung des Patienten abzielt und für den therapeutischen Prozess nutzbar gemacht werden kann. Diese Information stammt aus einem Bereich jenseits des Bewusstseins und war per definitionem auch noch nie bewusst. Beispiele für dieses Verständnis und diese Praxis finden sich zuhauf in der Analytischen Psychologie; in der Regel werden dabei komplexere symbolische Strukturen wie zum Beispiel Märchen und andere mythologische Narrative angesprochen, das heißt, ein Traum ähnelt einem mythologischen Narrativ, und dieses liefert Information über die weitere notwendige Entwicklung der Persönlichkeit, der Therapie und so weiter (zum Beispiel in den Publikationen von Marie-Luise v. Franz).

Hier taucht die für eine Diskussion des Archetypenbegriffs entscheidende Frage auf, nämlich woher diese Information kommt, wenn sie niemals zuvor im Bewusstsein des Träumers war. Es wird hier deutlich, dass der jungianische Therapeut darauf vertraut, dass das Gesamt an archetypischer Information für jeden Klienten potenziell zugänglich ist und unter den gegebenen Umständen aktiviert, „konstelliert“ werden kann. Dies wiederum bedeutet, dass die Analytische Psychologie von der Universalität der Archetypen ausgeht und dass es sich hierbei um komplexe symbolische Information handelt, nämlich Prozessmuster, die eine Entwicklung von einem Anfangspunkt hin zu einer Lösung beschreiben und die daher in narrative Form gefasst werden können. Im Folgenden sollen Ergebnisse der Forschung aus unterschiedlichen Disziplinen referiert werden, die Belege für dieses theoretische Konzept liefern.

Empirische Evidenz für Archetypen

Einen ersten empirischen Beleg dafür, dass es archetypische Muster geben muss, lieferte Jung selbst schon zu Anfang seines wissenschaftlichen Schaffens in seinen Assoziationsstudien (Jung 1979, GW, Bd. 2). Dies war zugleich einer der Wege, auf dem er überhaupt zur Idee von Archetypen fand. Hier untersuchte Jung unter experimentellen Bedingungen die Reaktionen von Probanden auf bestimmte emotional

bedeutsame Begriffe. Jung konnte hier auf streng empirischem Wege zeigen, dass es in der menschlichen Psyche unbewusste, affektiv aufgeladene und teilautonome Wirkfaktoren gibt, die er Komplexe nannte. Beim Vergleich vieler Probanden fiel auf, dass es eine Reihe solcher Komplexe gibt, die in ihrem inhaltlichen Kern interindividuell übereinstimmen. Dieser übereinstimmende Kern wurde dann später von Jung als Urbild oder Archetyp bezeichnet. Vom Standpunkt einer wissenschaftlichen Erforschung der Jung'schen Konzepte ist es äußerst enttäuschend, dass Jung nach 1912 diese Assoziationsstudien nicht fortsetzte, war er doch dabei, den Nachweis überindividueller Gestaltungsfaktoren der individuellen unbewussten Komplexbildungen auf streng empirischem Wege zu erbringen. Hier gelangte Jung zu der empirischen Feststellung, a) dass es unbewusste thematische Komplexe gibt, die um einen thematischen Kern kreisen, b) dass bei Untersuchung einer großen Zahl von Individuen deren Komplexe in eine begrenzte Zahl von Kategorien fallen, das heißt, es gibt über eine große Zahl von untersuchten Individuen nur eine begrenzte Zahl von immer wieder sich gleichartig wiederholenden Themenkernen. Die Hypothese Jungs ist hier: Im Kern dieser Kategorien befindet sich ein Archetyp, der das Erleben der Individuen steuert und dessen interindividuelle Gleichartigkeit hervorbringt. Diese Argumentationslinie wurde jüngst von Saunders und Skarr (2001) aufgenommen, die eine mathematische Definition des Archetyps entwickeln: Archetypen sind die Komplexe, die, statistisch betrachtet, in dieselbe Kategorie fallen.

Es wurde von verschiedenen jungianischen Autoren vorgeschlagen, dass die Archetypen in der gleichartigen Bauweise und Struktur des Gehirns begründet liegen, welche gleichartige Erlebens- und Verhaltensweisen produziere. In der Berliner Schule der Gestaltpsychologie wurde argumentiert, es sei eine Eigenschaft unserer kognitiven Struktur, prägnante, in sich stimmige Konfigurationen zu bilden, die sich dann stabilisieren, das heißt, weiteren Veränderungen Widerstand leisten. Diese „guten Gestalten“ finde man deshalb ubiquitär, was auch experimentell untersucht wurde (Stadler und Kruse 1990). Probanden wurde ein Punktmuster präsentiert, das sie dann aus dem Gedächtnis reproduzieren mussten. Diese Reproduktion wurde einem weiteren Probanden vorgelegt, der sie wiederum reproduzieren musste, diese wiederum einem weiteren und so weiter. Es war zu beobachten, dass die Ergänzungen irgendwann auf eine stabile Konfiguration hinausliefen, die nicht weiter verändert wurde und die über verschiedene Serien von Probanden übereinstimmte. Das dahinterliegende Wirkprinzip wird als Konvergenz bezeichnet und erklärt die überall in der Natur sich findende Übereinstimmung grundlegender Formen, die eben in sich selbst so gute adaptive Eigenschaften haben, dass sie nicht mehr weiter verändert werden. In der Weiterentwicklung der Gestalttheorie floss das Konvergenzprinzip in die allgemeine Theorie selbstorganisierender Systeme ein. Diese Theorie wiederum wurde in der Analytischen Psychologie von Saunders und Skarr (2001) aufgegriffen und auf das Archetypenkonzept angewendet als Prozess der Selbstorganisation des Gehirns, der gleichartige Muster hervorbringt.

Kulturübergreifende Forschung zeigt, dass es ein angeborenes, universelles Set voneinander deutlich unterscheidbarer Grundemotionen gibt, die schon beim Säugling vorhanden sind und die auch über alle kulturellen Unterschiede von Mensch zu Mensch eindeutig erkennbar sind (zum Beispiel über mimischen Ausdruck; Ekman et al. 1987).

Belege für angeborene psychische Strukturen

Linguistische Forschung belegt, dass Kinder über angeborene Fähigkeiten zum erleichterten Spracherwerb verfügen. In den 1960er Jahren konnten Neurolinguisten beim Versuch, künstliche sprachlernende Systeme zu modellieren, zeigen, dass Kinder allein aus den Sprachbeispielen, die sie in ihren ersten Lebensjahren hören, niemals das Niveau an sprachlicher Regelkompetenz erreichen könnten, welches sie tatsächlich erreichen, wenn der Regelerwerb allein auf Versuch und Irrtum basieren würde. Daraus leitete Chomsky ab, es müsse in der neuronalen Struktur eine Bereitschaft vorliegen, sprachliche Regeln (zum Beispiel der Syntax) schneller als zufällig zu erkennen und zu lernen, was seitdem als „angeborenes Spracherwerbssystem“ bezeichnet wird. Dass so etwas existiert, konnte mittlerweile empirisch nachgewiesen werden (Markman 1989).

Neugeborene sind offensichtlich mit bestimmten rudimentären Wahrnehmungs- und Verhaltensprogrammen ausgestattet, die genetisch fixiert sind; bei einigen kennt man sogar das zuständige Gen. Die Kognitionsbiologen Johnson und Morton (1991, zit. nach Knox 2003) beschreiben ein genetisch fixiertes Verhaltensmuster, dessen genetischer Code bekannt ist und das sie CONSPEC nennen. Es bringt menschliche Neugeborene dazu, solche Strukturen, die dem menschlichen Gesicht entsprechen, länger zu fixieren als andere Objekte. Auch können Säuglinge in den ersten Wochen relativ schnell unterscheiden, ob ein sich bewegendes Objekt von außen bewegt wurde oder sich von selbst bewegt, also ein lebendes Wesen sein muss. Die Kompatibilität der neueren Säuglingsforschung mit den schon lange bestehenden Aussagen der Analytischen Psychologie hat Schulz-Klein (2000) zusammenfassend dargestellt.

All diese angeborenen Fähigkeiten haben gemeinsam, dass sie Neugeborene vor allem auf die Interaktion mit anderen Menschen hin orientieren bzw. Interaktion (vor allem mit der Pflegeperson) erleichtern, initiieren oder fördern. An dieser Stelle lässt sich zumindest festhalten, dass Jung gegenüber dem zu seiner Zeit vorherrschenden und erst heute langsam an Einfluss verlierenden Paradigma des Behaviorismus zumindest einen Sieg davon getragen hat: Die Psyche des Neugeborenen ist keine Tabula rasa, es gibt angeborene psychische Strukturen. Dies wird zunehmend auch in der wissenschaftlichen Psychologie anerkannt. So basiert beispielsweise die sog. Neuropsychotherapie Klaus Grawes, der hier einmal als „geläuterter Behaviorist“ bezeichnet wird, auf einem Modell angeborener, universeller Grundbedürfnisse, wozu beispielsweise auch Bindungsbedürfnisse zählen. Die Bindungsforschung liefert überhaupt einen deutlichen Beleg für angeborene Verhaltensmuster beim Menschen. Daher verbindet Stevens (2003) sein biologisches Archetypenkonzept mit der Bindungstheorie und argumentiert, Archetypen seien angeborene Bedürfnisse wie zum Beispiel das Bedürfnis nach Bindung. Archetypen lägen begründet in der Gleichartigkeit der menschlichen Grunderfahrungen, zum Beispiel der Hilflosigkeit und Abhängigkeit des Säuglings von der Mutter, die zu bestimmten gleichartigen Niederschlägen im Gehirn führen. Ein Beleg dafür wäre die universelle Gültigkeit der Bindungstypen. Es konnte in kulturübergreifender entwicklungspsychologischer Forschung nachgewiesen werden, dass es überall auf der Welt vier gleichartige Muster gibt, wie Kinder sich an ihre Bezugspersonen binden.

Kulturwissenschaftliche Forschung

Ethnologische Untersuchungen haben als erste systematische Theoriebildung und Forschung zu dem Konzept Archetypen geliefert, und zwar historisch schon vor Jung. In der Völkerkunde war nämlich schon länger die hochgradige Übereinstimmung in den Erzählmotiven weit voneinander entfernt lebender Ethnien aufgefallen und hatte etwa ab 1880 eine noch Jahrzehnte anhaltende Debatte darüber in Gang gesetzt, wie man diese Übereinstimmungen in den Märchen und Mythen erklären könne. Hier nur einige Belege zur Illustration: In einer vergleichenden Untersuchung über 50 zufällig ausgewählte Kulturen zeigte sich in der Mythologie von 39 Kulturen das Inzestmotiv (Kluckhohn 1960); die Mehrzahl der auf der Welt bekannten Volksmärchen ließen sich zu einer Typologie mit einer zweistelligen Zahl an Typen ordnen, und zu jedem Typus finden sich Exemplare aus völlig unterschiedlichen Erdteilen (Aarne und Thompson 1964); zu den praktisch bei allen Völkern übereinstimmend vorkommenden mythologischen Motiven gehören: das uranfängliche Chaos, die Trennung von Himmel und Erde, eine verheerende Flut als Strafe für die Menschen, der Inzest der uranfänglichen göttlichen Geschwister, der Raub des Feuers von den Göttern und anderes mehr. In der Ethnologie stritten um 1900 herum vor allem zwei Erklärungsmodelle: Die Diffusions- oder Übertragungstheorie ging davon aus, dass die Ursache der Übereinstimmung in tatsächlichem physischem Kontakt zwischen den Völkern bzw. Wanderungsbewegungen liege; es wurde sogar argumentiert, alle Völker stammten von einer „Kultursippe“ ab. Die Gegenthese war die Theorie der Elementargedanken (Bastian 1881), die aussagte, dass die mythologischen Übereinstimmungen Ausdruck der psychologischen Gleichartigkeit aller Menschen sei. Genau diesen Gedanken, der um 1900 in der Wissenschaft außerordentlich populär war, nahm Jung mit seiner Theorie der Archetypen für die Psychologie auf. Infolge dieses Theorienstreits wurde in der Ethnologie intensiv geforscht, und tatsächlich wurden Erkenntnisse über Wanderungsbewegungen und kulturellen Austausch gewonnen. Ohne Zweifel haben sich Kulturen gegenseitig beeinflusst, und dies hat Niederschläge in linguistischer und mythologischer Hinsicht hinterlassen. Trotzdem gilt in der Ethnologie die Wanderungshypothese als widerlegt. Es ließen sich nicht zwischen allen Ethnien mit übereinstimmenden Mythen physische Kontakte nachweisen, bei manchen sogar explizit ausschließen (Bischoff 1997). Darüber hinaus haben Humanethnologen in kulturvergleichenden Studien ein Set von Universalien menschlichen Verhaltens identifiziert: „Universalien des Sozialverhaltens wurde in folgenden Bereichen beobachtet: bei der Mutter-Kind-Beziehung, bei der Paarfindung, beim Ausformen der Rangordnung, bei Territorialverhalten, bei Objektbesitz und -tausch, bei innerartlichem Feindverhalten sowie bei Neugierverhalten bzw. explorativer Aggression“ (Obrist 1990). Dies ist nun zwar einer der überzeugendsten Belege für die Existenz von Archetypen, zugleich kann man diese Universalien aber auch ohne Rückgriff auf die Behauptung, sie seien genetisch vererbt, erklären. Levi-Strauss hat in seiner Konzeption einer strukturalen Anthropologie eine ganz andere Erklärung gefunden: Die interkulturelle Gleichartigkeit zum Beispiel in Heirats- und Initiationsriten kommt dadurch zustande, dass menschliche Gemeinschaften zu allen Zeiten und überall auf der Welt mit denselben strukturellen Problemen konfrontiert sind (zum Beispiel der Ablösung aus den starken emotionalen Bindungen an

die Ursprungsfamilie und der Öffnung für neue Bindungen, die eine gesunde Fortpflanzung ermöglichen, das heißt, nicht Inzest darstellen und so den Fortbestand der Gemeinschaft sichern) und dafür dann auch ähnliche Lösungen finden.

Veränderte Bewusstseinszustände

Der amerikanische Jungianer Haule (2010) hat kürzlich in einem umfangreichen zweibändigen Werk ausführlich zu Jungs Archetypenkonzept Stellung genommen und eine Fülle an theoretischem und empirischem Datenmaterial zusammengetragen. Seine generelle Argumentation ist die, dass mittlerweile in den Naturwissenschaften genügend Belege für die Existenz archetypischer Strukturen vorhanden sind, wie zum Beispiel beim schon erwähnten Spracherwerb. Ein weiteres Beispiel wäre der „kausale Operator“, das heißt die menschliche Eigenart, Kausalverbindungen herzustellen, in der Haule sogar die Grundlage der modernen Wissenschaften erkennt. Sehr interessant sind Haules Thesen zur neuropsychologischen Fundierung bestimmter Rituale und ritueller Körperhaltungen, wie wir sie überall auf der Welt finden und welche damit eine universelle menschliche Verhaltensform darstellen. Haule stützt sich dabei auf die Befunde der Anthropologin Felicitas Goodman, die vergleichende Ritualforschung betreiben hat. Aus diesen Vergleichen extrahierte sie bestimmte universell verbreitete Körperhaltungen, wie sie bei verschiedenen Völkern zur Erlangung von Trancezuständen Verwendung finden. Diese Körperhaltungen wurden dann in experimentellen Studien von Versuchsteilnehmern eingenommen, und es zeigte sich, dass sie vergleichsweise zuverlässig zu voneinander unterscheidbaren Trancezuständen führen. Besonders interessant ist dabei, dass diese Körperhaltungen sich schon als Darstellungen in jungsteinzeitlichen Höhlenmalereien finden. Haule nimmt an, dass Menschen schon früh diese Haltungen als effektiv tranceinduzierend entdeckt haben, weil sie bestimmte universelle Gegebenheiten des menschlichen neuronalen Systems nutzen. Dass diese Haltungen zum einen weltweit verbreitet sind und sie zum anderen auch bei heutigen Menschen Trancezustände auslösen, spricht dafür, dass wir es hier tatsächlich mit archetypischen Mustern im Sinne Jungs zu tun haben. Die körperliche Verankerung dieser archetypischen Muster lässt sich ebenfalls nachweisen. In einer Untersuchung konnte Rittner (2006) die durch die Trancehaltungen ausgelösten Bewusstseinszustände im Elektroenzephalogramm (EEG) abbilden: Hier zeigte sich ein charakteristisches Phänomen, nämlich eine Erhöhung der kortikalen Negativierung (was für eine überwachte Hochspannung spricht) mit einer gleichzeitigen Zunahme langsamer θ -Wellen, die mit Tiefenentspannung verbunden sind; es handelt sich also um einen paradoxen und weit außerhalb der Alltagserfahrung liegenden Zustand des Gehirns. Interessant aus jungianischer Sicht ist auch, dass sich hier Jungs Unterscheidung zwischen dem letztlich unerfahrbaren, inhaltsleeren „Archetyp an sich“ sowie dem konkreten archetypischen Bild, das erfahrbar ist, bestätigt: Die rituellen Körperhaltungen sind bei allen Völkern gleich und lösen übereinstimmend Trancen aus, die Inhalte der „Geistreisen“ sind dann aber jeweils kulturell bedingt – der Inuit begegnet dem Robbengeist, der Pygmäe den Geisttieren des afrikanischen Urwaldes.

Archetypen als spezifische psychophysische Zustände

Haule (2010, S. 259) argumentiert vor diesem Hintergrund, dass Archetypen als „typische emotionale Körperzustände“ verstanden werden müssen, evolutionär bedingte spezifische Kombinationen von Zuständen des neuronalen Systems, insbesondere des autonomen Nervensystems, von Ausschüttung von Hormonen und Neuromodulatoren, Körperhaltungen, Gesichtsausdrücken etc. Schon frühe menschliche Gruppen hätten diese Zustände unterscheiden gelernt und vor allem Rituale und Mythen entwickelt, mit denen diese Zustände zielsicher herbeigeführt werden konnten.

Dass es ganz offenbar Einflüsse archetypischer Muster auf Körperzustände gibt, belegt auch die folgende Studie. In einer schmerzmedizinischen Studie brachten Kut et al. (2007) Probanden dazu, sich mit bestimmten archetypischen Rollenvorbildern (im Original so bezeichnet) zu identifizieren, und bestimmten dann das Ausmaß des Schmerzempfindens. Es zeigte sich, dass für diejenigen, die sich mit dem Bild des Helden identifizierten, das subjektive Schmerzempfinden signifikant niedriger ausfiel als für Probanden mit einer Identifizierung mit dem Bild eines Feiglings, was nun in der Behandlung chronischer Schmerzsyndrome genutzt werden soll.

Lysergsäurediethylamidstudien

In den 1960er und 1970er Jahren wurde als Beleg für die Richtigkeit der Archetypentheorie die Forschung zu veränderten Bewusstseinszuständen angeführt: Masters und Houston (1966) dokumentierten über einen Zeitraum von 15 Jahren in 206 Sitzungen die Fantasien von Probanden unter Lysergsäurediethylamid(LSD)- und Meskalineinfluss im Rahmen experimenteller Bedingungen. Sie berichten zum einen eine hochgradige Regelmäßigkeit in den Mustern der geschilderten Fantasien. Die Versuchsleiter wurden häufig in sehr ähnlicher Weise verzerrt wahrgenommen, nämlich als Götter, Priester oder Personifikationen von Weisheit, Wahrheit oder Schönheit, das heißt als numinos aufgeladen, was der Definition von Archetypen entspricht. Zum anderen entsprachen die berichteten Fantasien in hohem Grade mythologischen Themen (Mythos des Kind-Heros, der Schöpfung, der ewigen Wiederkehr, des Paradieses und Sündenfalls, von Inzest und Strafe, Polaritäten (Licht und Dunkelheit, Ordnung und Chaos, Mythos der Gralsuche), und die auftretenden Figuren waren in 96 % der Fälle religiösen Ursprungs. Vergleichbares wurde von Grof (1978) aus seinen LSD-Experimenten berichtet. Es wurde hier argumentiert, das Halluzinogen versetze das Nervensystem der Probanden in einen interindividuell vergleichbaren Zustand und aktiviere die phylogenetisch gleichartigen neuronalen Strukturen, eben die Archetypen. Die erlebten Fantasien seien Ausformungen archetypischer Grundmuster. Auch wenn dies einen hohen Grad an Interpretation beinhaltet, ist doch die Ähnlichkeit der berichteten Fantasien bemerkenswert.

Zusammenfassend lässt sich so weit festhalten, dass es zahlreiche Belege aus unterschiedlichen Bereichen für die Existenz psychologischer Archetypen gibt. Allerdings ist die Frage, ob für alle diese Strukturen eine genetische Weitergabe angenommen werden muss. Gerade in den LSD-Studien waren natürlich alle Probanden Erwachsene und hatten somit einen Sozialisationsprozess durchlaufen, sodass man auch sagen könnte, die Gleichartigkeit der Vorstellungen liege in der Gleichartigkeit der

kulturellen Einflüsse begründet. Es wurde schon deutlich, dass sich die entscheidende Frage beim Archetypenkonzept um den Punkt dreht, wie die Universalität der archetypischen Muster zustandekommt. Jung argumentiert, sie seien eben angeboren und würden auf genetischem Wege weitergegeben. Daher soll im Folgenden diese Frage vor dem Hintergrund des aktuellen Wissensstands in der Humangenetik beleuchtet werden.

Genetik

Wir haben schon gesehen, dass man unterscheiden muss, was mit Archetyp genau gemeint sein soll. Es macht einen enormen Unterschied, ob behauptet wird, das Muster, wie beispielsweise der Webervogel sein Nest baut, sei genetisch angelegt, oder ob eine komplexe mythologische Vorstellung, ein kognitiver Inhalt, genetisch codiert sein soll. Das Zweite ist schlichtweg nicht möglich. Seit der vollständigen Kartierung des menschlichen Genoms im Rahmen des Human Genome Project weiß man, dass das menschliche Erbgut auf ca. 24.000 Gene begrenzt und der Großteil davon mit dem Bau der Organe belegt ist. Zudem encodieren Gene nur den Bau bestimmter Eiweiße, was wiederum bestimmte biochemische Vorgänge nach sich zieht. Würde „die Natur“ tatsächlich versuchen, mit diesem Code eine komplexe symbolische Information wie zum Beispiel eine mythologische Vorstellung zu codieren, würde dafür ungeheuer viel „Speicherplatz“ benötigt – ganz abgesehen von der Frage, ob so etwas überhaupt möglich ist. Die vorhandenen Gene würden zur Codierung dessen, was in Jungs Theorie als Archetypen konzipiert ist, niemals ausreichen. Die Humangenetiker sind sehr klar in ihrer Aussage, dass Gene nicht als Träger komplexer symbolischer Information dienen können. Genetisch gesteuert entstehen in der frühen menschlichen Entwicklung fast nur subkortikale Strukturen. Symbolische Information braucht aber Vernetzungen im Neokortex, die erst im Laufe der Entwicklung entstehen (deutlich jenseits des ersten Lebensjahres; Knox 2003). Das heißt zunächst einmal, dass Archetypen im Sinne komplexerer symbolischer Strukturen, also zum Beispiel Mythologeme wie der Heldenmythos, grundsätzlich nicht genetisch codiert sein können.

Ist die Debatte Anlage vs. Umwelt noch aktuell?

Einerseits existieren also tatsächlich angeborene mentale Fähigkeiten, andererseits sind diese Strukturen so rudimentär bzw. nur auf Wahrnehmungssteuerung ausgerichtet, dass sie meilenweit von komplexeren symbolischen Mustern entfernt sind. Jungs Behauptung einer genetischen Anlage der komplexen Archetypen basierte auf den zu seiner Zeit noch bruchstückhaften Kenntnissen über Genetik. Die tatsächliche Funktionsweise von Genen, wie man sie heute kennt, unterscheidet sich deutlich von der Vorstellung, die offenbar Jung noch zugrunde legte, welche man als „Blaupausenmodell“ bezeichnen könnte: Der genetische Code ist gleichbedeutend mit einem Bauplan, in dem der gesamte Aufbau des Menschen und auch seines Gehirns schon von vornherein festgelegt ist, und dieser Bauplan wird in der Entwicklung nur noch abgelesen und umgesetzt.

Tatsächlich hat man gerade in den letzten Jahren herausgefunden, dass es verschiedene Mechanismen gibt, durch welche die Gene in hohem Maße mit ihrer Umwelt interagieren, und dass es sogar durch soziale und psychische Einflüsse in der Entwicklung zu einer Veränderung genetischer und anderer biologischer Strukturen kommen kann, was als Epigenetik bezeichnet wird. Kurz gesagt wird ein Gen nicht einfach wie ein Bauplan ausgeführt, sondern es wird in Abhängigkeit von Umgebungsbedingungen an- und abgeschaltet (Genschalter sind verpackt und müssen ausgepackt werden), was als Genexpression bezeichnet wird. Das höchst Interessante an diesen neuen Erkenntnissen ist nun, dass diese „Verpackung“ durch frühe Erfahrungen (intrauterin und in den ersten Lebensmonaten) veränderbar ist. Ein Beispiel wäre die Modifikation der Stressreaktion (Meaney 2010): Mütterliche Zuwendung in den ersten Lebensmonaten führt über verschiedene neurobiochemische Zwischenschritte zur Entfernung der Methylgruppen vom Genschalter des Glukokortikoidrezeptorgens, was darin resultiert, dass das Gen dauerhaft stärker abgelesen wird. Dies bewirkt einen dauerhaft höheren Pegel des Antistresshormons und stellt somit einen bleibenden Puffer gegen Stress dar. Collins, Leiter des Humane Genome Project, fasst die heutigen Erkenntnisse über die Wechselwirkung von Anlagen und Umwelt zusammen, indem er schreibt, „dass die Gene die Basis bilden, auf die dann die Umwelt einwirkt. Gene sind weder Puppenspieler noch Blaupausen. Und sie sind nicht einfach nur Erbfaktoren. Sie sind während des Lebens aktiv, sie schalten sich gegenseitig ein und aus, sie reagieren auf die Umgebung ... Sie sind sowohl die Ursache als auch das Ergebnis unserer Aktivitäten. Manchmal sind die Anhänger der ‚Umweltseite‘ vor der Stärke und der Zwangsläufigkeit der Gene so sehr erschrocken, dass sie die wichtigste Botschaft übersehen: Die Gene sind auf ihrer Seite“ (Collins 2011, S. 231).

Die genetische Forschung hat mittlerweile verschiedene Genvarianten identifiziert, die mit psychischen Merkmalen einhergehen, allerdings auch wieder mit Umwelteinflüssen interagieren. So existiert beispielsweise offenbar ein „Depressionsgen“ (*5-HTTLPR*), dessen kurze Variante das Risiko zu Depressionen erhöht – allerdings nur, wenn auch belastende Erlebnisse in der Kindheit vorliegen – es gibt also so etwas wie eine unterschiedliche Empfänglichkeit. Das Konzept der Endophänotypen, typische Kombinationen von genetischer Anlage und Umwelterfahrungen, die sich zu charakteristischen Syndromen ausprägen, zum Beispiel dem Störungsbild Aufmerksamkeitsdefizit- und Hyperaktivitätssyndrom (ADHS), sei hier nur erwähnt.

Zusammengenommen bedeuten diese Ergebnisse vor allem eines: Auch wenn der Mensch zweifellos mit genetischer Information ausgestattet ist, so spielen doch Erfahrungen, und zwar in der frühen Entwicklung vor allem Erfahrungen in Beziehungen mit Pflegepersonen, eine ganz wesentliche Rolle dabei, welche genetische Information überhaupt und wie und wann abgelesen wird. Erfahrungen bewirken also letztlich eine sehr unterschiedliche Ausformung derselben genetischen Anlage, bzw. bestimmte Gene können nur auf bestimmte Erfahrungen hin überhaupt aktiviert werden. Das Schlüsselwort der modernen biologischen Entwicklungstheorie („developmental systems theory“) heißt also nicht mehr Bauplan, sondern Interaktion. Die Debatte Anlage vs. Umwelt ist damit obsolet geworden. Merchant (2006) hat die Implikationen dieser Erkenntnisse für die Archetypentheorie hervorragend zusammengefasst ebenso wie den aktuellen Stand der Debatte zwischen Befürwortern einer

rein biologischen Verankerung von Archetypen (vor allem Stevens 2003) vs. Anhängern einer interaktionistischen Sichtweise (Knox 2003; Hogenson 2004). Interessanterweise kommt Merchant (2009) in einer neueren Arbeit bei der Überprüfung von Jungs eigenen Fallbeispielen, mit denen er die genetische Anlage von Archetypen zu beweisen suchte, zu der Erkenntnis, dass alle diese klassischen Fallbeispiele auch ohne die zwingende Annahme biologisch vererbter Archetypen erklärbar seien. Er nimmt in der Folge eine Position ein, die als Emergenz bezeichnet und die im Abschn. „Archetypen als emergente Strukturen“ ausgeführt wird. Eine besonders wichtige Implikation betrifft die Universalität von Archetypen. Jung meinte, die Archetypen müssten bei allen Menschen gleichermaßen vorliegen, und dies sei nur dann gewährleistet, wenn sie genetisch verankert wären. Die aktuelle Genetik stellt genau dies infrage: selbst, wenn etwas genetisch angelegt ist, heißt das keineswegs, dass es dann auch bei allen Genträgern zur selben Ausprägung führt. Wie gezeigt, hängt dies in so hohem Grade von Umwelteinflüssen ab, zum Beispiel ob das Gen überhaupt gelesen wird, dass die Aussage, es liege bei mehreren Personen das gleiche Gen vor, zunächst einmal kaum etwas besagt. Das heißt auch, die Argumentation, Archetypen entsprängen der gleichartigen Bauweise des menschlichen Gehirns, wird obsolet, weil diese Gleichartigkeit keineswegs gegeben ist. Hinzu kommt die Erkenntnis der hohen Kontextsensitivität von biologischer Entwicklung: Schon kleinste Einflüsse können im Laufe der Entwicklungen massive Veränderungen auslösen, sodass selbst bei optimaler Kontrolle von Gen- und Umweltbedingungen praktisch keine Vorhersage über Merkmalsausprägungen möglich ist (Merchant 2006).

Bezüglich des entscheidenden Merkmals Universalität von Archetypen stehen wir also vor einem Dilemma: Ein genetischer Übertragungsweg quasi als Sicherung der universellen Verbreitung der archetypischen Information fällt angesichts dieser neuen Erkenntnisse aus; wie können wir dann einen Weg der Weitergabe universeller psychischer Archetypen theoretisch konzeptualisieren?

Archetypen als emergente Strukturen

Neuere jungianische Autoren sehen eine Lösung des beschriebenen Dilemmas vor allem in dem neueren wissenschaftlichen Konzept der Emergenz (Knox 2003; Hogenson 2004). In emergenten Prozessen führen Verbindungen von elementaren Bausteinen bzw. das Zusammenwirken von Systemelementen zu qualitativen Sprüngen auf eine ganz neue Ebene, auf der völlig neue Gesetzmäßigkeiten gelten, die sich nicht aus den Eigenschaften der einzelnen Bestandteile vorhersagen lassen. Es wird nun argumentiert, dass Archetypen keine Lokalisation, zum Beispiel in Genen, hätten, sondern gänzlich emergente Phänomene der Entwicklungsdynamik von Gehirn, Umwelt und Narrativ (Hogenson 2004) seien. Merchant (2009, S. 342) fasst diese Argumentation folgendermaßen zusammen: „... the possibility that there are no such things as pre-existent, innate archetypal structures which direct psychological life and which are at the core of complex development. Rather there would be developmentally produced mind/brain structures (image schemas) underpinning a later scaffolding through various processes of emergence and self-organization. It is the latter which has the capacity to generate symbolic imagery. The crucial point is that such

imagery would be arising out of mind brain structures which are themselves derived from early preverbal developmental experience and not from innate archetypes. The ramifications are substantial, for the very existence of archetypes as Jung conceived them is called into question“.

Hier setzt die Theorie der basalen Schemata von Knox (2003) an, die als herausragende Vertreterin der Emergenzposition betrachtet werden kann. Gene kann man auf der Grundlage des aktuellen Kenntnisstandes so sehen, dass sie weniger spezifische Information enthalten, als vielmehr Prädispositionen für Entwicklung darstellen, die dann zum Zuge kommt, wenn sie auf entsprechende Umweltstimuli trifft. Was die mentale Entwicklung betrifft, so dienen die hierfür zuständigen Gene offenbar vor allem dazu, die Aufmerksamkeit auf bestimmte Reize zu lenken, sodass dadurch weitere neuronale Stimulation und kortikale Entwicklung ermöglicht werden. Wie schon erwähnt, existiert ein genetisch fixiertes Verhaltensmuster, das menschliche Neugeborene dazu bringt, solche Strukturen, die dem menschlichen Gesicht entsprechen, länger zu fixieren als andere Objekte. Dies wird bei der Bezugsperson in der Regel dazu führen, dass sie das Blicken des Säuglings als Kommunikation interpretiert und darauf wiederum mit Kommunikation antwortet, sodass hieraus eine Interaktionsbeziehung entsteht, die dem Säugling als Entwicklungsumwelt dient und seine weitere kognitive Reifung fördert. Das Gen sichert also mit nur einem minimalen Aufwand an Information ein basales Verhaltensschema, das jedoch das Vorhandensein von Qualitäten in der Umwelt voraussetzt, sodass aus der Wechselwirkung zwischen Schema und Umwelt differenziertere Strukturen in einem Prozess der Emergenz entstehen können. „Innate mechanisms focus the infant’s attention onto features in the environment which are crucial to the infant’s survival; these mechanisms are biologically based and have arisen by the process of natural selection because they improve chances of survival. Innate mechanisms are activated by environmental cues, interacting with them and organizing them, leading to the formation of primitive spatial and conceptual representations (image schemas or archetypes). These form the foundation on which later, more complex representations can be built“ (Knox 2003, S. 631). Diese „primitiven Schemata oder Archetypen“ seien mehr oder weniger universell, weil die Grundbedingungen der Umwelt auf dieser Ebene, auf die die Aufmerksamkeit von Säuglingen gelenkt wird, überall auf der Welt dieselben seien, und daher die Archetypen als „image schemas“ „reliably repeated early developmental achievements“ (Knox 2003, S. 9).

Diese Rekonzeptualisierung von Archetypen als Bilderschemata wurde in verschiedenen empirischen Studien überprüft.

Experimentelle Studien zum Archetypenkonzept

Studien zum archetypischen Gedächtnis

Interessanterweise hat Jung, wie Rosen et al. (1991) aufzeigen, in seinen Assoziationsexperimenten nie Symbole eingesetzt. Als Instrument zum Studium des archetypischen Gedächtnisses mittels Symbolen entwickeln die genannten Autoren das Archetypal Symbol Inventory (ASI), das aus 40 archetypischen Symbolen und 40

damit verbundenen Wörtern besteht, welche die archetypische Bedeutung dieser Symbole angeben. Außerdem entwickelten Rosen und Smith eine Reihe von Experimenten, um die Hypothese des kollektiven unbewussten Gedächtnisses zu prüfen. Die erste Studie von Rosen et al. (1991) unterstützte, ebenso wie weitere Studien von Huston et al. (1999), das Bestehen eines archetypischen, kollektiven unbewussten Gedächtnisses auf empirische Weise. Dabei stützen sich die Studien auf das Konzept des Bilderschemas, dessen Bezug zum Archetypenkonzept oben in dem emergenztheoretischen Ansatz von Knox ausgeführt wurde.

Exkurs

Bilderschemata wurden unter anderem von Johnson (2007) als eines der grundlegenden Konzepte in der kognitiven Semantik begründet. Man nimmt an, dass sie die ersten Formen von Darstellungen sind, welche im kindlichen Gehirn geformt werden, indem sie die angeborene Fähigkeit des Gehirns als eines komplexen adaptiven Systems zur Selbstorganisation nutzen. Johnson definiert ein Bilderschema als „dynamisches, wiederkehrendes Muster von Interaktionen des Organismus mit der Umwelt“ (Johnson 2007, S. 136). Sie sind „Strukturen sensomotorischer Erfahrungen, welche für die abstrakte Konzeptualisierung und das logische Denken herangezogen werden können“ (Johnson 2007, S. 141). Sie sind „prä-verbal und meist unbewusst“ (Johnson 2007, S. 144), und stellen eine Form einer „heranwachsenden Sinnebene“ dar. (Johnson 2007, S. 144). Bilderschemata codieren die wahrnehmbare Erfahrung und sind die Grundlage konzeptuellen Denkens und abstrakter Konzepte, dank Mechanismen wie dem Bildergedächtnis und der metaphorischen Extension. Wie Archetypen als solche sind Bilderschemata Gestalten, welche nie als explizite mentale Darstellungen codiert werden. Wenn Archetypen in Begriffen der kognitiven Semantik als Bilderschemata beschrieben werden können, liegen sie auch der Sprache und dem Denken zugrunde und werden über einen Prozess der verkörperten Erfahrungssimulation für das sprachliche Verständnis genutzt. Darüber hinaus können sie als Anziehungspunkte im Selbstorganisationssystem, eine Form der Stabilität innerhalb der kognitiven Systeme, verstanden werden; sie verknüpfen verkörperlichte Erfahrungen, Gedanken und Sprache, womit sie Simulationen von Ereignissen und/oder Erfahrungen im Körper als Grundlage des sprachlichen Verständnisses erleichtern.

In ihrer ersten Studie untersuchten Rosen et al. (1991) den Lerneffekt und die Abrufbarkeit von 40 archetypischen Symbolen aus dem ASI und ihrer Bedeutung. In den Experimenten benutzten die Autoren ein kognitionspsychologisches Vorgehen, um die Hypothese des kollektiven Unbewussten (Gedächtnis) zu prüfen. Rosen und sein Team stellten die Hypothese auf, dass ein bereits bestehendes kollektives unbewusstes Gedächtnis Qualitäten haben müsste, die dem semantischen Gedächtnis der kognitiven Psychologie ähnlich sind. Die Autoren benutzten außerdem ein Vorgehen des Lernens nach Listen, um festzustellen, ob es eine bereits bestehende Kenntnis von archetypischen Symbolen gibt. Dabei erhalten die Teilnehmenden Listen mit Stimuli zum Lernen, danach wird ihre Erinnerung an die gelernten Stimuli geprüft. Es kann empirisch nachgewiesen werden, dass Wörter offenbar besser gelernt werden, wenn sie von einem semantisch verwandten Stichwort begleitet werden.

Der Aufbau der Studie von Rosen et al. bestand daraus, den Teilnehmenden 40 archetypische Symbole aus dem ASI zu zeigen, die zur Hälfte mit ihrer archetypischen Bedeutung, zur anderen Hälfte mit falschen Bedeutungen verbunden war. Später wurden den Teilnehmenden die Symbole gezeigt, und sie sollten sich an das Wort erinnern, das zuvor mit dem Symbol gezeigt worden war. Wie angenommen zeigte sich, dass jene Symbole, welche mit der korrekten archetypischen Bedeutung verbunden waren, besser abgerufen werden konnten als jene mit falscher Bedeutung. Daraus konnten die Autoren schließen, dass die archetypischen Symbole und ihre archetypische Bedeutung eng verbunden sind und dass es eine bereits bestehende Kenntnis der Symbole gibt, welche ausgelöst wird, wenn den Teilnehmenden die Symbole mit ihrer richtigen Bedeutung vorgelegt werden. Außerdem wurde in zwei vorgängigen Studien geprüft, wie weit die Teilnehmenden eine spontane bewusste Kenntnis der archetypischen Bedeutung der Symbole hatten, und es konnte empirisch nachgewiesen werden, dass es praktisch keine bewusste Kenntnis dieser Bedeutung gibt. Dies unterstreicht weiter die Hypothese, dass es eine bereits bestehende unbewusste Kenntnis der Bedeutung der Symbole gibt.

Um zu überprüfen, ob die von Rosen et al. gefundenen Resultate einen Effekt aufzeigen, der in allen Kulturen und sprachlichen Kontexten zu finden ist, übersetzten die Autoren das ASI ins Deutsche. Sie führten eine Replikation der Studie in der deutschsprachigen Schweiz mit 402 Teilnehmern (Anatomiestudenten der Universität Bern und Psychologiestudenten der Universität Basel) durch. Die Resultate belegten wie die amerikanische Studie, dass die Symbole, die in der Lernphase zusammen mit der richtigen Bedeutung gezeigt wurden, in der Abrufphase statistisch signifikant besser gelernt und abgerufen werden (Sotirova-Kohli et al., in review). Das ist ein weiterer Beweis dafür, dass das kollektive Unbewusste ein universelles Phänomen ist, unabhängig von Kultur, Sprache und familiärem Hintergrund.

Die hier untersuchte Annahme und die Anlage der Studie haben große Ähnlichkeit zu dem Konzept der „preparedness“ aus der Lerntheorie und den dazugehörigen Studien, die zeigten, dass sowohl bei Säugetieren als auch bei Menschen biologisch angelegte Bereitschaften für Lernen existieren; zum Beispiel entwickeln Menschen nur auf ganz bestimmte Reize Phobien, wie Spinnen oder Schlangen, nicht aber auf Tauben oder Hasen. Dies wurde ebenfalls als evolutionär bedingt und biologisch angelegt interpretiert.

In einer anderen, ebenfalls experimentellen Studie von Maloney wurde dieselbe Erklärungshypothese, dass nämlich Bilder mit archetypischem Inhalt bei Erwachsenen eine spezifische Präferenzstruktur für diese Bilder auslösen, in anderer Weise getestet. Folgende aus der Archetypentheorie abgeleitete Annahmen wurden zugrunde gelegt: „First, innate structure must affect subjects’ emotional responses. Second, archetypal effects must be sufficiently discrete to be detected as separate processes. Third, archetypal structure must affect adult perception. Fourth, visual images presented must be related to archetypal themes. And finally, questions presented to subjects must be evocative of the underlying archetypal structure“ (1999, S. 103). Den 151 Probanden wurden Bilder zu den zwei archetypischen Themen „Mutter“ und „Held“ vorgelegt, in jeweils drei Versionen: positiv, negativ und nonanthropomorph (in nichtmenschlicher Form). Die Probanden mussten ein Q-Sort legen, das heißt, die Bilder in einer Präferenzreihe zu bestimmten Fragestellungen anordnen, zum Bei-

spiel zur Frage „Ich empfinde dieses Bild als ... (sehr unangenehm bis sehr angenehm)“. Die zu jeder Frage entstandenen Kombinationen wurden über den Bartlett's Sphärizitätstest daraufhin überprüft, ob sie signifikant von einer Zufallsanordnung abweichen, wobei der Signifikanztest mit $p < 0,005$ sehr streng angesetzt war. In diesem Test erwies sich nur eine einzige Frage (Q3) signifikant, allerdings hochgradig und konsistent in allen drei Versionen: „Wenn ich dieses Bild immer mit mir tragen müsste, wäre das für mich ... (sehr unangenehm bis sehr angenehm)“. Die Autoren interpretieren dies so, dass offenbar nur diese Fragestellung eine entsprechend starke affektive Reaktion auf die Bilder hervorruft, sodass dann eine archetypische Struktur zum Tragen kommt. Die Kombinationen auf Frage Q3 wurden dann einer Faktorenanalyse unterzogen, die in allen drei Versionen jeweils die gleiche Faktorenstruktur ergab. Der Autor interpretiert dies als konsistent mit der Archetypentheorie und Beleg für ihre Gültigkeit.

Chinesische Schriftzeichen als archetypische Bilder

Sotirova-Kohli et al. (2011) führten eine auf den oben erwähnten Studien zum archetypischen Gedächtnis aufbauende Untersuchung durch, die als Bilder chinesische Schriftzeichen, die ins Japanische übernommen wurden (Kanji), verwendete. Die Besonderheit dieser Kanji ist, dass sie als ein von der Sprache unabhängiges semiotisches System entstanden sind und als solches Teil religiöser Praktiken und Rituale des frühen Yin-Königtums waren. Die Untersuchung geht von der Annahme aus, dass angesichts der Umstände ihres Ursprungs und auch der Besonderheit ihrer kognitiven Verarbeitung als Teil des Systems der japanischen Sprache die Kanji symbolische archetypische Bilder (Bilderschemata) darstellen. Chinesische Zeichen in der japanischen Sprache funktionieren nicht phonetisch, haben aber ihren denotativen Wert als Bilder beibehalten, die im Sprachsystem eine unbewusste/implizite Kenntnis von Bedeutungen auslösen, ähnlich wie bei archetypischen Symbolen (Sotirova 1997).

Die Autoren setzten eine Reihe von 40 Kanji ein und führten hiermit die gleiche Serie von drei Experimenten wie Rosen et al. (1991) durch. Es wurden zunächst zwei Pilotstudien durchgeführt, um zu prüfen, ob Teilnehmende, welche keine asiatische Sprache mit chinesischen Zeichen gelernt hatten, die Bedeutung der Zeichen erkennen konnten, indem sie auf kryptomnestisches Wissen zurückgriffen. Beide Vorstudien zeigten wenig bis gar kein Vorwissen über die Bedeutung der Zeichen. Im Hauptteil der Studie gingen Sotirova-Kohli et al. von der Hypothese aus, dass, wenn Kanji-Zeichen wie archetypische Bilder (Rosen et al. 1991) mit ihrer richtigen Bedeutung verbunden werden, diese richtigen Paare eine bessere Lern- und Abruf-rate aufweisen würden als bei einer Verbindung mit einer unrichtigen Bedeutung.

Die Hauptstudie ($N = 170$) betraf das Lernen von Bild-Wort-Paaren („paired associate learning task“). Es wurde die gleiche Reihe von 40 Kanji benutzt wie in den Pilotstudien. Sie waren in zwei Unterreihen unterteilt, jede davon mit 20 Zeichen. Jeder Untergruppe wurden die zwei Reihen gezeigt. In jeder Untergruppe wurde eine der Reihen mit der richtigen Bedeutung des Zeichens verbunden, während die andere Verbindung falsch war. Die richtig und die falsch verbundenen Zeichen in der ersten Gruppe wurden in der zweiten Gruppe vertauscht. Die Studierenden bekamen zuerst

die Zeichen-Wort-Paare zu sehen; nach einer Pause wurden ihnen die Zeichen allein gezeigt. Darauf sollten sie sich erinnern und das Wort aufschreiben, das sie in den zuvor gezeigten Paaren sahen.

Die Resultate zeigten, dass bei richtigen Paaren signifikant mehr richtige Bedeutungen abgerufen wurden als bei Falschen. Der Haupteffekt von richtiger Paarung („main effect of matching“) war signifikant [$F(1, 168)=12,986, p<0,001$]. Die Verbindung von Kanji mit ihrer richtigen Bedeutung während der Studie erleichterte das Lernen und anschließende Abrufen. Dieses Resultat entspricht dem von Rosen et al. (1991) und bestätigt die Annahme eines archetypischen Gedächtnisses. Solches, bereits vorhandenes Wissen macht es einfacher, Paarverbindungen zu lernen und abzurufen, als wenn Paarverbindungen nicht ihrer richtigen Bedeutung entsprachen. Angesichts der Resultate der Pilotstudien kann angenommen werden, dass vorhandene Kenntnisse der Bedeutung der Symbole unbewusst sind.

Die Resultate der Hauptstudie bestätigen die Hypothese, dass eine unbewusste Kenntnis von chinesischen Zeichen und ihrer Bedeutung existiert, die durch ein „priming“ ausgelöst wird, wenn man den Teilnehmenden Paare von Zeichen mit ihrer richtigen Bedeutung vorlegt. Kanji scheinen auf einer kognitiven Ebene ähnlich wie archetypische Symbole im Sinne von Bilderschemata zu funktionieren. Die Resultate dieser Studie bestätigen die früheren Studien über das kollektive unbewusste (archetypische) Gedächtnis (Rosen et al. 1991; Huston et al. 1999) und bekräftigen die vorgeschlagene Verbindung zwischen Archetypen und ihrer kognitiv-semantischen Natur als Bilderschema (Knox 2003). Insbesondere die Konvergenz der unterschiedlichen Studien spricht für die Existenz eines kollektiv-unbewussten, archetypischen Wissens.

Die Frage der Transmission

Zusätzlich zu den schon oben referierten Belegen für archetypische Strukturen sind nun auch experimentelle Belege für das Vorhandensein eines archetypischen Gedächtnisses vorhanden. Andererseits aber bleibt der Weg der generationenübergreifenden Weitergabe dieser Information angesichts der Erkenntnisse der Genetik weiterhin rätselhaft. Wenn Bilderschemata als zwar sehr früh erworben, aber dennoch nicht genetisch festgelegt betrachtet werden, scheint die Argumentation von Knox (2003) fragwürdig: Wie kann man sicher sein, dass die Umweltbedingungen von Säuglingen überall dieselben sind, sodass hier zuverlässig dieselben Schemata entstehen? Zumindest muss von den Emergenztheoretikern konzediert werden, dass das beschriebene System störanfällig ist, nämlich dann, wenn die Bezugsperson nicht dem normalerweise zu erwartenden Handlungsmuster entspricht, weil sie zum Beispiel depressiv ist und die angelegte Interaktionsinitiative im Blick des Säuglings nicht registriert. Dann führt das basale Schema nicht zur Entwicklung einer fördernden Umwelt und damit nicht zur Entwicklung emergenter Strukturen. Das heißt wiederum, auch wenn das basale Muster angeboren ist, kann man nicht bei allen Individuen mit dem Vorhandensein der emergenten Strukturen rechnen. Damit wären sie nicht mehr universell.

Spiegelneurone und der „intersubjektiv geteilte Raum“

Möglicherweise existieren auch subliminale Wege, auf denen Erfahrungswissen von Generation zu Generation weitergegeben wird, ohne dass dies einer üblichen sozialisatorischen Interaktion entspräche. Belege für eine solche Weitergabe liefern die Neurowissenschaften in der Entdeckung der sog. Spiegelneurone (Gallese 2003). Es konnte in neurobiologischen Studien gezeigt werden, dass auch für die Wahrnehmung von Emotionen spezifische Spiegelneuronensysteme vorhanden sind, dass wir also eine beobachtete Emotion bei einem anderen Menschen nachempfinden, ja sogar davon „angesteckt“ werden können. „Das System der Spiegelneurone dürfte eine besonders bedeutsame Funktion für die Entwicklung des Menschen und seiner Kulturen gehabt haben: eine sowohl innerhalb der gleichen Art als auch eine über die Generationen hinweg mögliche Konservierung und Weitergabe von Wissensbeständen ... Die Spiegelsysteme sind eine Art Gedächtnis der Menschheit: In den Hunderttausenden von Jahren vor der Erfindung von Schrift, Buch und Internet waren diese Wissensbestände gleichsam lebende Bibliotheken, die über Resonanz und Lernen am Modell von einer Generation an die nächste weitergegeben werden konnten. Eine solche Weitergabe war bereits zu einer Zeit möglich, als es noch keine Sprache gab, denn der im Spiegelsystem verankerte Resonanzmechanismus funktioniert vorsprachlich, ... da Sprache Vorstellungen über Abläufe und Sequenzen beschreibt, die im System der Spiegelneurone als Programme gespeichert sind“ (Bauer 2006, S. 168, 169). Das liest sich wie eine neurobiologische Beschreibung für das kollektive Unbewusste.

Werden Archetypen kulturell vermittelt?

Ist angesichts dieser theoretischen Probleme auch vorstellbar, dass kulturelle Variablen eine Rolle bei der Vermittlung archetypischer Strukturen spielen? Möglicherweise werden der biologische Anteil bei der Weitergabe bestimmter psychischer Merkmale überschätzt und kulturelle Einflüsse systematisch unterschätzt.

Geschlechterunterschiede

Nicht einmal die Unterschiede in psychologischen Merkmalen zwischen den Geschlechtern sind offenbar auf biologische Ursachen zurückzuführen, sondern wohl in erster Linie erlernt und beruhen daher vor allem auf kulturellen und sozialisatorischen Einflüssen. Fine (2010) hat in einer Reihe ausgeklügelter Experimente diese Einflussfaktoren deutlich gemacht. So schneiden Frauen beispielsweise in Mathematiktests dann gleich gut ab wie Männer, wenn ihnen vorher verdeutlicht wird, dass es keine Unterschiede zwischen Männern und Frauen in solchen Tests gäbe. Sagt man den Frauen aber vorher, dass „es nun mal so ist, dass Männer in Mathematiktests besser sind“, dann schneiden die Frauen auch signifikant schlechter ab. Noch drastischer wird der Einfluss von Erwartungen, hier Rollenstereotypen, wenn man Frauen diese Tests in Badeanzüge gekleidet absolvieren lässt, dann schneiden sie nämlich deutlich schlechter ab als in normaler Kleidung. Also sind die ja tatsächlich empirisch

vorfindbaren Geschlechterunterschiede eher durch kulturell geprägte Erwartungen bedingt als durch biologische Faktoren.

Kinderbetreuung

Ein weiteres Feld, in dem man immer universelle Übereinstimmungen vermutet hat, ist das der Kinderbetreuung. Ahnert (2010), die herausragende deutsche Forscherin im Bereich Frühpädagogik, hat in einer kulturvergleichenden Studie nachgewiesen, dass es keinen Universaltyp einer ursprünglichen Form von Kinderbetreuung gibt. Stattdessen findet man zwischen Kulturen mehr Unterschiede als Gemeinsamkeiten. Gerade auch bei traditionellen Völkern scheint dies der Fall zu sein, von denen Jung ja immer annahm, sie seien näher an den Archetypen. Die einzige universelle Gemeinsamkeit liegt im Bereich der Bindungsorganisation; hier scheint es sich tatsächlich um biologisch angelegte Abläufe zu handeln.

Vor diesem Hintergrund hat Roesler (2009, 2010, 2012) eine Reformulierung des Archetypenkonzeptes vorgeschlagen und dabei die Hypothese, er sei angeboren und daher universell, aufgegeben. Vielmehr lässt sich eine Entwicklungslinie beschreiben: Es gibt angeborene basale Strukturen (zum Beispiel CONSPEC), und diese sind so angelegt, dass sie bestimmte Umweltbedingungen voraussetzen. Wenn diese Umweltbedingungen gegeben sind, werden die basalen Strukturen zu Kristallisationskernen für komplexere psychische Schemata. Diese sind zunächst vorsprachliche Repräsentationen von Beziehungserfahrungen. Nun erlaubt die Entdeckung der Spiegelneurone die Aussage, dass diese vorsprachlichen Repräsentationen nicht nur aus der individuellen Erfahrung stammen, sondern sich im zwischenmenschlichen Austausch von Person zu Person unbewusst vermitteln. Die Person verfügt also nicht nur über eigene Erfahrungen, sondern auch über implizit übernommene Handlungsschemata vieler Menschen, was aber Interaktion und Beziehung voraussetzt. Im weiteren Verlauf der Sozialisation können sich diese zunächst innerpsychischen und vorbegrifflichen Erfahrungskomplexe verbinden mit Geschichtenmustern aus dem kulturellen Kanon, in denen die Individuen ihre inneren Repräsentationen wieder erkennen, denn da die Erfahrung viele Menschen betrifft, wird jede Kultur hierfür Geschichtenmuster zur Verfügung stellen, in denen die Erfahrung narrativ abgebildet wird. Auf diese Weise sind die komplexeren Archetypen entstanden: als narrative Abbildung typischer menschlicher Erfahrungen und Handlungsmuster. Dass etwas archetypisch genannt wird, bedeutet in dieser Reformulierung also, dass viele Menschen von derselben Erfahrung betroffen sind bzw. sie ihnen vermittelt wurde, dass es eine typische Menschheitserfahrung abbildet. Der entscheidende Punkt in dieser Reformulierung der Archetypentheorie ist, dass die Archetypen hier explizit nicht mehr als genetisch vermittelt betrachtet werden, sondern als kulturell-sozialisatorische Produkte. Der Mensch wird nicht mit einem kollektiven Unbewussten geboren, sondern er wächst erst im Laufe der Sozialisation da hinein, und insofern ist das kollektive Unbewusste ein kulturelles Unbewusstes.

Fazit

Zusammenfassend muss man feststellen, dass es mittlerweile eine Vielzahl überzeugender Belege dafür gibt, dass so etwas wie psychologische Archetypen existieren. Es wird jedoch deutlich, dass Archetypen nicht, wie Jung sich das dachte, biologisch-genetisch fundiert sein können. Andererseits hat sich das Konzept als klinisch sehr erfolgreich erwiesen, insofern als archetypische Elemente zum Beispiel aus Träumen oder Lieblingsmärchen erheblich zu therapeutischen Heilungsprozessen beitragen. Die Debatte über eine befriedigende wissenschaftliche Konzeption der Weitergabe archetypischer Information, die aktuelle Erkenntnisse aus Neurowissenschaften, Humangenetik, Entwicklungspsychologie und so weiter integrieren würde, hält an, wobei mittlerweile Konsens besteht, dass diese Weitergabe auch wesentlich kulturell bedingt ist. Daraus ergibt sich die Frage, ob Archetypen weiterhin als universell konzipiert werden können. Auch bedarf es einer theoretischen Klärung, was überhaupt mit dem Konzept Archetyp gemeint ist. Es war die Absicht dieses Beitrags, einer breiteren Leserschaft einen Überblick über die rege aktuelle Diskussion in der Analytischen Psychologie zum zentralen Konzept des Archetyps zu liefern. Für Details wird auf die zitierte Literatur und das zentrale theoretische Diskussionsforum in *Journal of Analytical Psychology* verwiesen.

Literatur

- Aarne A, Thompson S (1964) The types of the folktale. A classification and bibliography. Acad Scient Fenn, Helsinki
- Ahnert L (2010) Wieviel Mutter braucht ein Kind? Spektrum, Heidelberg
- Bair D (2003) Jung. A biography. Little Brown, Boston
- Bastian A (1881) Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen. Reimer, Berlin
- Bauer J (2006) Prinzip Menschlichkeit. Warum wir von Natur aus kooperieren. Hoffmann & Campe, Hamburg
- Bischoff N (1997) Das Kraftfeld der Mythen. Piper, München
- Collins FS (2011) Meine Gene – mein Leben. Auf dem Weg zur personalisierten Medizin. Spektrum, Heidelberg
- Ekman P, Friesen W, O’Sullivan M, Chan A et al (1987) Universals and cultural differences in the judgment of facial expressions of emotions. J Pers Soc Psychol 53:712–717
- Fine C (2010) Delusions of gender: the real science behind sex differences. Norton, New York
- Gallese V (2003) The roots of empathy: the shared manifold hypothesis and the neural basis of intersubjectivity. Psychopathology 36:171–180
- Grof S (1978) Topographie des Unbewussten: LSD im Dienst der tiefenpsychologischen Forschung. Klett-Cotta, Stuttgart
- Haule JR (2010) Jung in the 21st century, Bd 1: evolution and archetype. Routledge, London
- Hogenson GB (2004) Archetypes: emergence and the psyche’s deep structure. In: Cambray J, Carter L (Hrsg) Analytical psychology: contemporary perspectives in Jungian psychology. Brunner-Routledge, Hove
- Huston HL, Rosen DH, Smith SM (1999) Evolutionary memory. In: Rosen DH, Luebbert MC (Hrsg) Evolution of the psyche. Praeger, Westport
- Johnson M (2007) The meaning of the body. University of Chicago Press, Chicago
- Jung CG (1971 ff) Gesammelte Werke. Walter, Olten
- Kluckhohn C (1960) Recurrent themes in myth and mythmaking. In: Murray HA (Hrsg) Myth and mythmaking. Braziler, New York, S46–60
- Knox J (2003) Archetype, attachment, analysis. Jungian psychology and the emergent mind. Brunner-Routledge, Hove

- Kut E, Schaffner N, Wittwer A, Candia V, Brockmann M, Storck C, Folkers G (2007) Changes in self-perceived role identity modulate pain perception. *Pain* 131:191–201
- Maloney A (1999) Preference ratings of images representing archetypal themes: an empirical study of the concept of archetypes. *J Anal Psychol* 44:101–116
- Markman E (1989) Categorization and naming in children. MIT Press, Cambridge
- Masters RE, Houston J (1966) The variety of psychedelic experience. Dell, New York
- Meaney MJ (2010) Epigenetics and the biological definition of gene x environment interactions. *Child Dev* 81:41–79
- Merchant J (2006) The developmental/emergent model of archetype, its implications and its application to shamanism. *J Anal Psychol* 51:125–144
- Merchant J (2009) Reappraisal of classical archetype theory. *J Anal Psychol* 54:339–358
- Obrist W (1990) Archetypen. Natur- und Kulturwissenschaften bestätigen C.G. Jung. Walter, Olten
- Rittner S (2006) Trance und Ritual in Psychotherapie und Forschung. In: Jungaberle H, Verres R, Dubois F (Hrsg) *Rituale erneuern*. Psychosozial-Verlag, Gießen
- Roesler C (2009) Archetypen – sozial, nicht biologisch. Eine Reformulierung der Archetypentheorie auf Grundlage neuer Erkenntnisse aus Neurowissenschaften, Humangenetik, Entwicklungs- und Kulturpsychologie. *J Anal Psychol* 40:276–303
- Roesler C (2010) Analytische Psychologie heute. Der aktuelle Forschungsstand zur Psychologie C.G. Jungs. Karger, Basel
- Roesler C (2012) Are archetypes transmitted more by culture than biology? Questions arising from conceptualizations of the archetype. *J Anal Psychol* 57:224–247
- Rosen DH, Smith SM, Huston HL, Gonzalez G (1991) Empirical study of associations between symbols and their meanings: evidence of collective unconscious (Archetypal) memory. *J Anal Psychol* 36:211–228
- Saunders PT, Skarr P (2001) Archetypes, complexes and self-organization. *J Anal Psychol* 46(2):305–323
- Schulz-Klein H (2000) Von den Wurzeln und Ursprungsgeschichte der Psyche: die Ergebnisse der empirischen Säuglingsforschung und theoretische Konstrukte der Analytischen Psychologie. *J Anal Psychol* 31:263–289
- Shamdasani S (2003) Jung and the making of modern psychology: the dream of a science. Cambridge University Press, Cambridge
- Sotirova M (1997) Chinese characters as graphic representations of psychical structures and the structure of the psyche in the case of Japanese culture. *Psychosom Med J (Bulgaria)* 5:12–17
- Sotirova-Kohli M, Rosen DH, Smith SM, Henderson P, Taki-Reece S (2011) Empirical study of Kanji as archetypal images: understanding the collective unconscious as part of Japanese language. *J Anal Psychol* 56(1):109–132
- Stadler M, Kruse P (1990) The self-organisation perspective in cognition research. In: Haken H, Stadler M (Hrsg) *Synergetics of cognition*. Springer, Berlin
- Stevens A (2003) Archetype revisited: an updated natural history of the self. Inner City, Toronto

Christian Roesler, Prof. Dr. phil., Dipl.-Psych., Psychol. Psychotherapeut, Psychoanalytiker (C.G. Jung-Institut Zürich). Professur für Klinische Psychologie und Arbeit mit Familien, Katholische Hochschule Freiburg. Dozentur für Analytische Psychologie, Fakultät für Psychologie, Universität Basel. Dozent an den C.G. Jung-Instituten Zürich, Stuttgart und ISAP Zürich. Lehranalytiker am Aus- und Weiterbildungsinstitut für Psychoanalytische und Tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie am Universitätsklinikum Freiburg (DGPT). Private psychotherapeutische Praxis für Analytische Psychotherapie und Paartherapie in Freiburg i.Br. Forschungs- und Publikationsschwerpunkte: Analytische Psychologie, Paartherapie/-beratung, Familienkonflikte und -mediation, Narrative Identität und Biographieforschung, Medienpsychologie.

Milena Sotirova-Kohli, M.A. Japanologie, M.Sc. Klinische Psychologie, Psychologin FSP. Doktorandin, Fakultät für Psychologie, Universität Basel; C.G. Jung Institute Zürich – in Ausbildung; Co-Leiterin der Therapie-Gruppe für Kinder mit psychisch kranken Eltern, Erziehungsberatung des Kantons Bern.